

Risiko beim

pro „Im Hafen ist ein Schiff sicher, aber dafür ist es nicht gebaut.“ Seneca, 50 n. Chr.

Was wäre aus der Menschheit geworden, wenn es nie Abenteurer*innen gegeben hätte, die aus der Komfortzone aufgebrochen und in unbekannte Welten gesegelt wären?

Alpinismus ist für mich der Aufbruch in eine neue Welt, der Umgang mit dem Unbekannten und ein ständiges Dazulernen am Berg. Dazu gehören unvorhersehbare Momente und manchmal sterben leider auch Menschen dabei. Je älter man wird, umso öfter wird das vorkommen. Und natürlich habe auch ich leider schon einige gute Freunde in den Bergen verloren.

Ich erinnere mich konkret an einen Fall vor einigen Jahren in unserem Team der Jungen Alpinisten. Damals sind drei junge Menschen in einer Lawine gestorben und ein weiterer wurde schwer verletzt. Damals stand ich vor der Frage: Macht es überhaupt noch weiter Sinn in die Berge zu gehen? Sollen wir das ganze Programm der Jungen Alpinisten wieder auflösen? Können wir das überhaupt noch weiter verantworten? Nach einiger Zeit der Trauer haben wir dann ein Treffen mit den hinterbliebenen Teamkolleg*innen arrangiert und uns dafür entschieden weiter zu machen. Warum? Bei dem Treffen ist uns klar geworden, wie sich diese jungen Menschen im Laufe der letzten zwei Jahre des Programms nicht nur als Bergsteiger*innen, sondern auch als

Menschen weiterentwickelt haben. Solidarität, Teamfähigkeit, (Eigen-)Verantwortung übernehmen, Konsequenzen abschätzen lernen und last but not least Leidenschaft und Durchhaltevermögen sind Dinge, die sie dabei erlernen mussten. Und sie sind dabei stark und zäh geworden. Und sie haben dabei viele schöne und einzigartige Tage erlebt, die sie immer begleiten werden. Rissklettern in Cadarese, Eisklettern in den Dolomiten, die Abschlussexpedition nach Kirgistan und viele andere Momente, die für immer unvergessen bleiben werden. Sie haben sich schon in jungen Jahren aus ihrer Komfortzone hinausbewegt und gelernt am Berg mit den Unsicherheiten umzugehen, die auf sie zukommen können.

Darum möchte ich auch heute als Mutter einer kleinen Tochter eine Lanze für den Alpinismus brechen, das Risiko am Berg – trotz möglicher Tragödien – nicht zu unserem Feindbild zu machen. Ich möchte mich für eine Risikokultur am Berg aussprechen, in der die nächste Generation von erfahrenen Bergsteiger*innen lernt, wie sie mit den Gefahren umgehen müssen und diese einschätzen lernen. Auch wenn die Einschätzung nicht immer 100 Prozent richtig sein wird.

Lisi Steurer (42) ist Bergführerin und die erste und einzige weibliche Ausbilderin in der österreichischen Bergführerausbildung. Ihre alpine Erfahrung gibt sie auch als Mentorin bei den Jungen Alpinisten, einem Ausbildungsprogramm für Nachwuchsbergsteiger des ÖAV, weiter. ■

Bergsteigen

contra Sie müssen sich mich als glücklichen, aber sehr ungeschickten Menschen vorstellen. Wäre ich Sisyphos, würde mir beim Rollen des Steines auf den Berg der Stein entgleiten, jemand anderem auf den Kopf fallen, ich käme in Bergnot und müsste von der Bergrettung geborgen werden. Ich brauche schon beim Ersteigen einer Haushaltsleiter Seil, Steigeisen und Sauerstoffflasche und müsste auf der ersten Treppenstufe ein Basislager einrichten. Gut, das war jetzt übertrieben, aber nur ein wenig. Seit 40 Jahren erklimme ich jeden Sommer die Rax über den Alpenvereinssteig, und das durchaus sicher. Ich kenne dort jeden Meter, also ist dieses hochalpinistische Abenteuer für mich mit kalkulierbarem Risiko verbunden und eher gemütliche Wanderung als Extrembergsteigen. Ich fahre im Winter auch gerne Ski im freien Gelände. Ich habe das von Kind auf gelernt, meine Eltern waren Skilehrer. Und sie haben mir beigebracht, Gefahren richtig einzuschätzen und diese dann großräumig zu umfahren. Davon abgesehen, verlege ich meine Gipfelsiege lieber in geschlossene Räume mit dicken Matratzen, wo ich weich falle, sollte ich den Halt verlieren. Also entweder ins Schlafzimmer oder in die Boulderhalle. Ich schätze die Tatsache, dass es an diesen Orten weder regnet noch stürmt, die Lawinengefahr gering ist und sich immer eine Toilette in Rufweite befindet (falls ich eine rufen will). Vor allem aber beruhigt es mich, dass sich die Lebensgefahr dort in überschaubaren Grenzen hält. Die größte Gefahr, die in der Boulderhalle wie im Schlafzimmer droht, besteht darin, dass mich jemand beobachtet und sich dabei totlacht. Ich mag es, beim Sport an meine Grenzen zu gehen. Zum Beispiel,

indem ich beim Laufen „Slayer“ höre statt der „Kleinen Nachtmusik“ und dementsprechend Schrittfrequenz und Puls in lichte Höhen treibe. Oder, indem ich beim Fußball versuche, einen Mitspieler zu überdribbeln (geht oft nicht gut aus). Oder, indem ich beim Beachvolleyball mitspiele, anstatt nur den Biervorrat zu bewachen. Insofern ist Bouldern ideal für mich. Bouldern macht immer Spaß, egal, wie gut man ist. Für einen Anfänger ist ein durchstiegener Vierer ebenso befriedigend wie für den Fortgeschrittenen seine erste 7B. Gleichzeitig geht man viel freudiger an seine Grenzen, wenn man weiß, man plumpst im schlimmsten Fall unelegant in die Matte und liegt dann dort wie ein sterbender Käfer auf dem Rücken. Dabei nimmt höchstens die Würde ein wenig Schaden. Beim Vorstieg irgendwo auf einer Bergwand sechs Meter ins Seil zu stürzen, ist dagegen weit weniger amüsant.

Ich habe es nie verstanden, warum viele Männlichkeit über Gefahr definieren und dann beispielsweise ohne Socken und lange Unterhosen auf den K2 steigen. Sich in Gefahr zu bringen, ist meiner Ansicht nach nicht spannend, sondern nur gefährlich, und außerdem ein klein wenig unintelligent. Zumal all die Adrenalinjunkies dann meist noch andere in Gefahr bringen, weil Bergretter, die wenig dafürkönnen, dass dem Kletterer zu Hause zu fad war, diesen aus der Wand pflücken müssen.

Guido Tartarotti (53) ist Journalist bei der österreichischen Tageszeitung „Kurier“ und Kabarettist. Am Wochenende erscheint im „Kurier“ nicht nur regelmäßig seine Kolumne, sondern hin und wieder versucht er sich dann auch als gemütlicher Gelegenheitsbergsteiger. ■

